
Ausschnitte aus dem Buch »Deutsche Kindheit in der Dobrudscha« von M. Monika Niermann

19. Das Kind und seine Gefühle

Gefühle sind Empfindungen des Kindes, die vom Kind zumeist weder in Worte gefaßt noch mit Worten ausgedrückt werden können, sondern in vielfältigen Ausdrucksformen der Umwelt mitteilen, wie es „im Inneren“ aussieht. Gefühle sind die sensiblen Stimmungsbarometer. Gerade bei Kindern, bei denen Empfindungen weder abgestumpft, verroht noch überlagert sind von Erfahrungen, bezeichnet man die kindlichen Gefühle auch als den „Spiegel der Seele“. Teilweise kommen die Gefühle in den Handlungen des Kindes zum Ausdruck, teilweise sind es Empfindungen, die für die Außenwelt nicht sichtbar ablaufen, so daß sich häufig erst der Erwachsene bewußt wird, welche Gefühle in den frühen Kinderjahren bei ihm ausgelöst wurden.

19.1. Angst

Auch das dobrudschadeutsche Kind hatte Angst vor Sichtbarem und Unsichtbarem. Und auch wenn es Sichtbares war, vor dem es sich ängstigte, wie vor Tieren, Menschen und Naturgewalten, waren es immer Fragen und Zusammenhänge, die für das Kind noch nicht geklärt oder nicht erklärbar waren. Angst machte dem Kind alles, wogegen es sich nicht wehren konnte, alles, dem es sich schutzlos ausgeliefert fühlte.

Wenn das dobrudschadeutsche Kind im Schutz der Familie, im Kreis von Eltern, Großeltern und Geschwistern sich in seinem vertrauten Rahmen bewegte, fühlte es sich geborgen und kannte keine Angst. Sobald aber etwas in diesen Schonraum einbrach, daß das Kind nicht von sich aus erschließen konnte. z.B. fremde Personen, fremde Verhaltensweisen, dann zeigten sich bereits Anzeichen eines Angstgefühls. Situationen, in denen das Kind sich herausgerissen fühlte aus den Räumen der Geborgenheit und Vertrautheit, flößten ihm Angst ein.

19.1.1. **Angst vor sichtbaren Dingen**

Obwohl das dobrudschadeutsche Kind zumeist in ländlicher Umgebung aufwuchs und dort tagtäglich Umgang mit Tieren hatte, gab es doch Situationen, die dem Kind Angst einflößen konnten. Alwine Rösner aus Fachria berichtet von ihrem Bruder, der im Dorf den Kindergaiten besuchte. „Vom dritten Lebensjahr an war man dort. Ich wollte jedenfalls nicht immer allein bleiben und bin dann mit meinem Bruder mitgegangen. Ich weiß jedenfalls noch, daß ich noch sehr klein war. Mein Bruder war immer ein richtiger Beschützer. Auf der Straße waren Gänse. Wenn man da nicht aufpaßte, kam der Gänserich und hat einem in die Schenkel und den Hintern gebissen. Da paßte mein Bruder zwar mit auf, aber er hatte wohl auch selber ein bißchen Angst.“

„Auf unseren Gutshöfen in Sofular gab es viele Puter und Puten. Die Puten waren sehr ruhig, aber unter den Putern - wir sagten 'Puthahner' - war ein ganz böser, angriffslustiger Vogel! Wenn ich etwas Rotes anhatte, blies er sich auf und stellte die Schwanzfedern zu einem großen Rad. Seine ‚Rotznase‘ wuchs und wurde feuerrot und schon sprang er auf einen los, schlug mit den harten Flügeln auf einen ein und kratzte mit seinen harten Füßen! Besonders wenn er bei den Puten und den Küken war, die er ja zu schützen suchte, war es nicht ratsam, in seine Nähe zu kommen. Es mußte immer ein Erwachsener mitgehen, bis man außer Reichweite war. Ich hatte immer große Angst, wenn ich über den Hof ging, denn oft flog er mich aus dem Hinterhalt an“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

Während das Kind sich gegen die angsteinflößenden Verhaltensweisen von Tieren nach und nach zu wehren oder zu verteidigen lernt, sitzt die Angst, die ihm Personen einflößen, häufig sehr tief und läßt sich von ihm allein nicht bewältigen. „Ich habe mich überhaupt nicht mit meinem Bruder vertragen, er war sehr herrschsüchtig, er wollte mich unterdrücken. Da ist er mal in der Scheune auf mich zugekommen, und ich bin weg gerannt. Dabei bin ich an einem Nagel hängengeblieben und habe mir eine tiefe Wunde gerissen. Er war sehr grob, er war genau wie meine Mutter, sie war eine kalte, herrschsüchtige Frau, vor der ich immer Angst hatte“ (Johanna Krauss, Cobadin).

Viele Kinder hatten Angst vor dem Pfarrer der Gemeinde. Wenn sie den Pfarrer nur von weitem kommen sahen, rannten sie, so schnell sie konnten, um sich irgendwo vor ihm zu verstecken. Anna Ternes aus Caramurat hatte keine Angst vor dem Pfarrer, denn dieser war häufig Gast im Elternhaus. Auch wenn der Pfarrer für sie eine Respektsperson war, die sich schon allein in der Kleidung von den anderen Leuten im Dorf unterschied, war er ihr vertraut. Wenn sie ihn auf der Dorfstraße kommen sah, lief sie zu ihm, begrüßte ihn mit „Gelobt sei Jesus Christus“ und ließ sich von ihm auf der Stirn mit einem Kreuzzeichen segnen.“

Auf dem Dorf hatte man sogar vor dem Lehrer Angst. Pfarrer und Lehrer waren die Respektspersonen des Dorfes. In Konstanza z.B. trafen meine Cousine Sylvia und ich den Popen, dem wir ehrfürchtig die Hand mit dem Siegelring küssen mußten und einen tiefen Knicks dazu machen mußten. Wenn wir konnten, machten wir einen großen Bogen um den Popen, wir hatten Angst vor dem ‚Gottesmann‘. Er war so etwas wie ein ‚Heiliger‘, er war ‚Gottes Stellvertreter‘ auf Erden, er war ‚unnahbar‘ für uns. Ob es mehr Furcht oder Ehrfurcht war? Wir mieden ihn, so gut es eben ging“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

Eine Gestalt, vor der sich die meisten Kinder und auch noch Jugendliche fürchteten, war der Belzebock, eine Knecht-Ruprecht-Gestalt, die in einem furchteinflößenden Aufzug am Heiligabend durchs Dorf und in die Häuser kam. Der Belzebock „hat meistens so ganz alte Sachen getragen und so einen ganz alten Pelz nach außen gedreht und einen alten Sack und eine Kette mitgebracht. Er hat den Buwen ein bißchen Angst machen wollen. Man wußte net, wer unter dem Belzebock steckte, der war so verkleidet, daß man ihn net erkennen konnte“ (Cornelius Wagner, Caramurat).

Diese angstmachende Gestalt drängte sich zumeist im Gefolge des Christkindchens und einer Krippenspielgruppe oder Engelsgruppe am Heiligabend in die Wohnungen. „Der hatte einen Kürbis auf dem Kopf mit Löchern drin und Zähnen, und dann hatte er einen dunklen Mantel an und eine Kette. Ich wollte vorn raus aus dem Haus und da kummt der um die Eck und rasselt mit der Kett. Ich bin gerennt, ich hann solche Angscht gehat. Mei Date (= Vater) hat ihn aber nie renngeloß. Bei einem im Dorf is er mal drin gewehn. Die hode sechs Kinder, wie die Orgelpfeife. Un die Kinder hann solche Angscht gehat, ganz besonders enns. Da hat die Mutter gesaat: ‚Weescht was, ich steck dich in de Sack un bind den obe zu. Un wenn de Belzebock frat, was da drin is, dann sag

ich, das is e Kartoffelsack, den hann mer renngstellt, damit die Kartoffle nit verfriere. Der Belzebeck kummt renn un jedes Kind hat misse e Gedichte uffsaan un singe. Un der, der im Sack hat vor Angscht in die Hos gemach. Da saat der Belzebeck: ‚Was ist das denn da, da kommt ja Wasser aus eirem Kartoffelsack raus?‘ ‚Ja‘, hat die Mutter gesaat, ‚ich glaub, die Kartoffle wäre schon angeffor, un jetzt tae sie uff“ (Anna Ternes, Caramurat).

Die Dobrudscha wurde des öfteren von Unwettern heimgesucht. Es gab Erdstöße, schwere Gewitter, denen zum Teil ein sintflutartiger Regen folgte. Nach monatelanger Hitze brachen dann plötzlich die Gewitter herein. Maria Tschernischow aus Sofular berichtet, daß die Mutter sie mit aufs Feld genommen hatte. Als es dann „zu donnern und zu blitzen begann, als ob der Himmel, die Berge, als ob das alles runterkommt.“ sind die Kinder vor Angst unter den Wagen gekrochen, dann hat die Mutter die Pferde angespannt und es ging dann heimwärts bei strömendem Regen. „Man hatte sehr viel Angst vor Blitzen, es gab ja auch keine Blitzableiter. Wenn so ein Gewitter aufkam, hatten wir Angst. Zu Maria Lichtmeß hat man ja Kerzen gekauft, und die waren ja geweiht. Wenn dann ein Gewitter kam, hat man die Kerzen angezündet. Dann hat man mit Weihwasser gespritzt und gebetet, daß bloß kein Blitz einschlägt. Nachts waren die Unwetter noch viel schlimmer als über Tag. Da ist keiner von uns im Bett geblieben, wenn ein Gewitter war. Da waren alle auf und haben gebetet und mit Weihwasser gesprengt“ (Anna Ternes, Caramurat).

19.1.2. Angst vor nicht sichtbaren Dingen

Die Angst des Kindes vor nicht Sichtbarem, z.B. vor dem Tod, war verbunden mit erlebten Situationen um Tod und Trauer im eigenen Elternhaus aber auch in der Nachbarschaft. Das kleine Kind erlebte dann schon, wie die Erwachsenen und andere Kinder weinten und trauerten, daß nicht gelacht wurde, leise gesprochen wurde und insgesamt eine bedrückende Stimmung herrschte. Es konnte miterleben, daß derjenige, der verstarb, aus dem Haus getragen wurde und nicht wieder zurückkehrte. So lag es nahe, daß dann, wenn ein Familienmitglied ernsthaft krank wurde, das Kind fürchtete, der Tod würde diese Person wegnehmen. Wenn dann noch Anzeichen auftraten, von denen man annahm, sie würden den Tod ankündigen, dann wurde das Kind noch mehr geängstigt. So erzählte man in der Dobrudscha und glaubte auch noch in vielen Ortschaften daran, daß dann, wenn eine Eule in

der Nacht schrie oder wenn die Hunde bei Vollmond heulten, der Tod eines Menschen bevorstand.

So fürchtete auch Anna Ternes aus Caramurat, daß ihre Mutter sterben könne: „Wenn sie krank war, sie hatte es ja auch mit der Leber, und wenn die angeschwollen war, hat sie keine Luft mehr gekriegt, dann hat sie sich hingelegt ins Bett. Aber ich hann Ängschte ausgestann un bei ihr am Bett gehuckt un Angscht gehat, daß sie sterbt. Mei Mamme hat gesaat: ‚Wenn ich sterb, habt ihr ball e Stiefmutter, denn der Vater kann ja nit die Wirtschaft mache un dazu noch so klene Kinder versorge‘. Ich hann dann mit meinem Bruder Paul auf der Trepp gehuckt un geweint, un mir hann gesaat: ‚Wenn jetzt die Mutter sterbt, un wir krien e Stiefmutter, das ist schlimm‘. Wenn mei Mamme ke Luft bekumm hat, weil die Leber geschwoll war, saß ich immer bei ihr, denn die Magd un die annre hann ja uffs Feld misse, un ich hann nit gewißt was ich mache sellt. Ich hann ihr Tee gemach un was ich sonscht noch gekonnt hann. Dann hann ich sie eleengeloss un bin zum Pater gelaaf, daß der kumme soll, weil mei Mamme sterbt. Er ist dann kumm un hat ihr die Heilig Ölung genn. Ich glaab, die hat sie viermol bekumm. Un immer e oder zwei Daach später is sie wieder uffgestann.“

Wenn an den langen Winterabenden die ganze Familie zusammensaß, Knechte und Mägde und teilweise auch noch Nachbarn dazukamen, wurde viel erzählt. Auch wenn die kleineren Kinder dann zu Bett gebracht wurden, hörten sie häufig mit, was im Nebenraum gesprochen wurde. Die Erwachsenen erzählten sich sehr gern Spukgeschichten. So kam es vor, daß die Kinder häufig vor Angst nicht einschlafen konnten. „Wenn einer nicht schlafen wollte und auch im Winter, wenn es schon so früh dunkel wurde, dann haben sie uns Kindern immer von den Tippelmännchen erzählt, die gleich kommen würden, um uns zu holen. Dann hat man auch noch von den Nachtgrabschen erzählt, die irgendwo in den dunklen Ecken der Zimmer hocken würden. Wir hatten als kleine Kinder so viel Angst, daß wir selbst mit der Petroleumlampe in der Hand uns fürchteten, allein durch die dunklen Zimmer zu gehen“ (Anna Ternes. Caramurat).

Wenn man in den Keller gehen wollte, führte der Eingang vom Hof aus hinunter. „Ich hatte als Kind auch Angst, wenn ich in den Keller gehen mußte. Da saß ja meistens irgendwo eine Kröte in der Ecke oder schon gleich oben, da hatte ich Angst. Oder wenn ich auf den Dachboden gehen mußte, fürchtete ich mich. Und

dann fing ich an zu singen. Dann sagte meine Mutter: ‚Nun sing mal, dann läuft der weg, der da oben sitzt‘ (Christine Pfeiffer, Tariverde).

19.2. Trotz

Wenn das kleine Kind eine Trotzhaltung zeigt, ist dieses als der Versuch zu deuten, daß sich das Kind dem Willen eines anderen zu verweigern sucht. Es fehlen ihm dann in dieser Situation andere Möglichkeiten, sich selbst mit seinen Bedürfnissen dem anderen mitzuteilen. ‚Wenn Kinder trotzig waren, sagte man bei uns dazu, das sind Trotzköpfe. Dann hat man denen ein paar kräftig auf den Hintern gehauen. Da gab es nichts weiter‘ (Alida Käfer Cogecalac). Diese Reaktion auf ein trotziges Kind war üblich.

‚Wenn Kinder mal trotzig waren, gab es was auf den Hintern. Zum Essen hat man sie gezwungen, wenn sie nicht wollten. Heute würde ich das niemals mehr tun. Meine Mutter wollte immer, daß ich meinen Kakao trinke. Ich mag heute noch keinen und auch keine Schokolade. Ich mußte als kleines Kind am Tisch sitzenbleiben, bis ich meinen Kakao getrunken hatte. Bei meinen Kindern habe ich das auch noch so gemacht. Erst bei den Enkeln habe ich eingesehen, daß das falsch ist. Die werden schon essen, wenn sie Hunger haben‘ (Alwine Rösner, Fachria).

‚Ich weiß noch, meine Schwester hat ein neues Kleid bekommen und ich sollte ihr abgelegtes Kleid tragen und das wollte ich nicht, ich habe gebockt. Ich mußte dann mein Kleid ausziehen und mich, es war schon Oktober, draußen im Hemd vor die Tür stellen, damit ich merkte, wie es ist, wenn Kinder nichts anzuziehen haben, und daß ich dankbar sein muß, auch wenn ich etwas Gebrauchtes bekomme‘ (Elsa Koch, Mangalia).

19.3 Wut

Aus dem Gefühl der Ohnmacht heraus, sich nicht durchsetzen zu können bzw. seinen Willen nicht zu bekommen, kommt es auch bei kleineren Kindern gelegentlich schon zu Wutausbrüchen. Von einer solchen Situation berichtet Alida Käfer aus Cogecalac: ‚Die Kinder haben an den Storch geglaubt. Ich bin heimgekommen, und bei uns ist ein Storch rumgeflogen, und der hat sich ausruhen wollen. Und da hat er sich bei den Nachbarn auf das Schuppendach gehockt. Die Nachbarn hatten schon so viele Kinder. Ich war sechs Jahre, und ich kam heim, und ich habe meiner Mutter

eine Szene gemacht, daß die Nachbarn wieder ein Kind bekommen und wir nicht. Ich habe bittere Tränen geheult. Dann hat auch meine Mutter geheult und gesagt, wenn du nicht ruhig bist, kriegst du den Hintern voll.“ Etwa ein Jahr später kam das ersehnte Kind zur Welt. Als aber der kleine Bruder laufen konnte, bekam Alida Käfer die Aufgabe, ihren Bruder zu beaufsichtigen. Darüber war sie gar nicht begeistert, denn viel lieber wollte sie mit den andern Kindern spielen, aber da hätte sie den Bruder überall mit hinnehmen müssen. Darüber wurde sie so wütend, wie sie sagt, „da habe ich ihn auch mal gestoßen, daß er geflogen ist bis wer weiß wohin, meine Freiheit war eingeschränkt.“

Die Aufgabe, auf kleine Geschwister aufpassen zu müssen, führte dazu, daß sich die älteren Geschwister häufiger im Haus beschäftigen mußten und nicht so oft außerhalb des Hauses mit den Nachbarskindern spielen konnten. „Ich war froh, daß meine Cousine, die genauso alt war wie ich, mal raufgekommen ist. Ich hatte ja so viele Stoffreste, und sie hat viel mit Puppen gespielt. Von mir hat sie dann Flicker geholt für die Puppenkleider. Wenn sie dann bei mir etwas gefunden hatte, hat sie gesagt: ‚Ich geh heim‘. Ich wollte sie doch behalten, weil ich doch nicht fort konnte wegen meinem Bruder, der war immer so schwer, und tragen konnte ich ihn nicht so, und hinterhergekommen ist er doch auch nicht. Ich hab dann gesagt: ‚Bleib doch noch da‘ und dann hat sie gesagt: ‚Ja, wenn du mir den und den Flicker gibst, den schönsten natürlich, dann bleibe ich‘. ‚Na gut, Anna‘, hab ich gesagt, ‚da hast du ihn‘. Der Flicker hat mir auch gefallen, und nach einer Weile hat sie sich wieder davonmachen wollen. Sie sagte: ‚Ich geh heim‘ ‚Aber ich hab dir doch den Flicker gegeben, warum bleibst du denn nicht da?‘ Ja, sie hat dann wieder etwas gesehen, was sie haben wollte. Und dann hat sie es wieder gekriegt. So ist es Zwei- bis dreimal gegangen, und wenn sie gekriegt hatte, was sie wollte, ist sie ganz abrupt aufgestanden und davon gerannt. Da packte mich eine fürchterliche Wut. Obgleich die stärker war als ich, konnte ich aber gut springen, und ich bin ihr nach und habe ihr die ganzen Flicker weggenommen und habe sie dermaßen vertrimmt und hab gesagt: ‚So, jetzt kannst du heimgehen‘. Das ist oft passiert. Die hat immer nur geplärrt und ist dann heim und hat es den älteren Schwestern gesagt. Und die eine Schwester war so eine Giftnudel. Ich habe manches Mal so Dreische von denen gekriegt. ‚Was‘, haben die gesagt, ‚du hast unser Annerle geschlagen? Das Anne ist weinend heimgekommen‘.

Und dann habe ich Dresche gekriegt. Ich bin durch den Hof gerannt und hab mich auf die Mauer gehockt. Ich war doch immer so verheult, und dann habe ich dort auf der Steinmauer gehockt und mich beruhigt. Dann bin ich heimgegangen. Dann ging es dort los: ‚Wo warst du so lange? Ich habe dich gebraucht‘. Und ich hab nichts gesagt. ‚Warst wieder bei der Anna, haben sie dich wieder verdroschen?‘ Dann habe ich gesagt: ‚Ja, die Magdalena, die hat mich verhauen‘. ‚Hast du wieder die Anna verhauen?‘ ‚Ja, ich hab sie wieder verhauen‘“ (Alida Käfer, Cogealac).

Mitunter zeigten Kinder regelrechte Wutausbrüche. „Mein Bruder Josef, der hat von mir die meisten Schläge kriegt. Der war so faul, wenn der sich nur drücken konnte. Der Hof mußte ja immer am Wochenende gefegt werden, und wenn die Arbeit zu tun war, war der Josef nicht da. Wenn ich ihn dann verkloppt habe, ist er wütend geworden. Er hat dann geschrien und sich einmal ganz doll auf die Zunge gebissen. Meistens mußte ich türmen, denn der Josef hat nach Sachen gegriffen, die er gerade bekommen konnte, Maiskörner, Sand oder Steine und hat die nach mir geschmissen. Ich blieb dann so lange weg, bis sein Zorn verraucht war. Hinterher sagte er dann zu mir, wenn du mal vom Hof gehst, wenn du heiratest, dann trommle ich mit einem alten Eimer hinter dir her, so froh bin ich, wenn du weggehst“ (Anna Ternes, Caramurat).

19.4. Haß

Jemanden zu hassen, bedeutet, daß man ihn abgrundtief verachtet. Wenn sich dieses Gefühl bei einem Kind einstellt, muß man davon ausgehen, daß etwas vorgefallen ist, durch das das Kind so tief verletzt worden ist, daß es zu der Person, durch die es verletzt wurde, keine normale Beziehung entwickeln kann. Das Gefühl des Hasses konnte sich bei einem dobrudschadeutschen Kind nur dann herausbilden, wenn es in einer Familie aufwuchs, in der die Beziehungen der Familienmitglieder untereinander tief gestört waren.

„Meine Großmutter hat meinem Bruder und mir erzählt: ‚Die Mutter wollte euch ja gar nicht. Dich und deinen Bruder wollte die Mutter gar nicht haben‘, sagte sie. Von da an hat mein Bruder meine Mutter so gehaßt. Manchmal kam es dann zum Streit zwischen meiner Mutter und der Großmutter, das habe ich so mitgekriegt, und die Mutter sagte: ‚Er tut mir das jetzt ständig Vorhalten, daß ich ihn nicht hätte haben wollen‘. Mein Bruder hat immer

wieder zu mir gesagt: ‚Ich hau ab, ich bleib nicht zu Hause‘. Er hat ja auch immer von kleinauf mithelfen müssen, jeden Tag die Tiere hüten. Und unsere Mutter hatte ja auch keine Zeit für uns. Sie mußte immer aufs Feld und als Magd arbeiten“ (Maria Tschernischow, Sofular).

19.5. Neid und Eifersucht

Neid kam bei Kindern auf, wenn sie begannen Unterschiede festzustellen, zwischen dem was ein anderes Kind besaß und dem, was sie selber hatten. Wenn dann der Wunsch aufkam, auch das zu haben, was der andere mehr hatte als man selber, entwickelte sich auch bei den Kindern in der Dobrudscha ein Anflug von Neid.

„Im Kindergarten entwickelte sich oft Rivalität, weil die Kinder ihre eigenen Spielsachen mitbrachten, und dann hieß es: ‚Meine Puppe ist schöner, weil meine Eltern auch reicher sind, und du hast nur eine selbstgemachte Puppe, und deine Eltern sind arm.‘ Ich kann mich erinnern, daß ich, ehe ich meine Zelluloidpuppe kriegte, doch oft recht wehmütig auf die anderen Kinder geschaut habe, die das schon hatten, und ich lief immer noch mit meiner selbstgemachten Puppe“ (Elsa Koch, Mangalia).

„Ich wollte doch auch gern raus zu den andern Kindern spielen, man war ja auch noch so verspielt. Aber man mußte immer viel arbeiten und auch das Schwere. Und dann konnte man nicht so mit den Kindern in der Nachbarschaft spielen. Es gab da Mädchen, die aus reichen Häusern kamen. Gerlinde mußte ja auch viel arbeiten, aber ohne Putzen, die hatten ein Mädchen dafür. Außer ihr gab es noch Mädchen aus einer reichen Familie, und die wurden mit dem Sonnenschirm in der Kutsche gefahren, schön mit einem Kleidchen, zwei-, dreimal am Tag angezogen. Und wir dreckig, an den Füßen Staub, und da wollten wir doch auch immer so sein, so ein bißchen was Besseres. Wir haben uns so immer gewünscht, wir möchten doch auch ein bißchen herrisch leben. Mit der Gerlinde durften wir noch spielen, wir sind dahingegangen. Aber da war noch der Onkel, der hat seine Kinder immer von uns weggehalten. Wir waren ja die Tagelöhner, die Ärmeren, die im Unterdorf gewohnt haben“ (Maria Tschernischow, Sofular). In den kinderreichen Familien der Dobrudschadeutschen konnten sich die Mütter nicht viel Zeit für ihre Kinder nehmen. Neben den Tätigkeiten, die sie in Haus und Hof zu erledigen hatten, mußten viele Frauen mit aufs Feld, um dort zu arbei-

ten. Wenn dann die Kinder in kurzer Folge aufeinander zur Welt kamen, widmete die Mutter von der Zeit, die ihr für die Versorgung der Kinder zur Verfügung stand, die meiste Zeit dem Jüngsten, denn das mußte gestillt und gewickelt werden. „So viel geschmüst wie heute wurde damals nicht. Die Zeit war einfach nicht da. Geschmüst hat man auch nur mit den ganz kleinen Kindern. Wenn sie schon größer waren, war ja meistens schon wieder ein noch kleineres Kind da. Da waren die Größeren schon immer ein bißchen Nebensache. Dann herrschte auch oft unter den Größeren eine gewisse Eifersucht. Dann sagten sie zur Mutter, daß sie immer nur mit dem Kleinen spiele und gar nicht mit ihnen“ (Adolf Lück, Cobadin).

Ein Gefühl der Eifersucht konnte sich auch dann entwickeln, wenn die Großeltern ihre Zuneigung unter den Enkeln sehr unterschiedlich verteilten. „Großmutter ist immer zu meiner Tante Anna gegangen, die hatten ein Schaf und alles und immer auch zu der Erika, und da waren wir Kinder eifersüchtig. Unsere Großmama ist immer nur dahin gegangen und zu uns nicht, wir haben unsere Großmama doch auch gern gehabt. Und da haben wir oft gesagt: ‚Wann kommt Großmama nicht auch zu uns?‘ Manchmal durften wir auch nicht zur Großmama. Dann sind wir aber doch, mein Bruder und ich, ich war vier Jahre, er war drei Jahre, einfach abgehauen. Wir sind aufgestanden und dann zum Fenster raus. Das Fenster war ziemlich hoch, und da habe ich erst meinem Bruder rausgeholfen, und er hat sich da gequält, bis er mich rausgezogen hat. Und dann sind wir zur Großmutter gelaufen. Meine Mutter, die hat sich erschrocken, als sie uns nicht im Zimmer fand“ (Maria Tschernischow, Sofular).

19.6. Feigheit und Schuldgefühl

Ein Gefühl der Feigheit zeigte sich dann bei den Kindern, wenn sie nicht offen eingestanden, daß sie etwas falsch gemacht hatten. Sie fürchteten, daß ein Eingeständnis für sie unangenehme Folgen haben könnte. Wenn aber aus Feigheit etwas verschwiegen wurde, stellte sich oftmals ein Schuldgefühl ein, das die Kinder oft jahrelang mit sich herumtrugen und ihnen selbst dann, wenn sie schon im Erwachsenenalter waren, als negatives Erlebnis noch lebhaft im Gedächtnis blieb.

„Ich kann mich noch erinnern, da ham sie dahemm das Getreide schon auf ein Haufe gehabt zum Durchputzen für die Putzmaschine (Abb. 31). Und da hann mer

Abb. 31

so Schweine, Läufer gehabt, die sind da so rumgelaf, und ich muß auf die Schwein aufpasse, daß sie nit ans Getreide gehn. Ich hann mich dann in de Schatte gesetzt un die Schwein sinn dann ans Getreide gang. Anstatt hinzugehn un die Schwein davonzujage, hann ich Steine genomm un nach ihne geschmiss. Da hann ich ens an de Kopp getroff un das hat dann gleich da gele un hat gezappelt. Statt daß ich jetzt renngeh un meinem Vater sag, er soll es schlachte, da hätte mir es noch nehme könne zum Esse, ne, da war ich zu feig dazu. Mei, da hab ich zu meinem Vater gesagt: „Es is tot umgefall. Er hat es tatsächlich geglaubt, weil das hat man ja net sehe könne, daß die Stell am Kopf ein bisserl dick war. Das werd ich auch nie vergesse, wie man so dumm sein kann, so e schöner Läufer. Was hätte mer e Haufe Fleisch davon gehat“ (Cornelius Wagner, Caramurat).

19.7. Trauer

Der Tod war etwas, was bereits zum Alltag auch der kleinen Kinder gehörte. Da es so gut wie keine ärztliche Versorgung gab, starben auch sehr viele junge Leute, insbesondere Säuglinge und junge Frauen. Die meisten starben im Kreis der Familie, oder aber, wenn sie außerhalb des Hofes zu Tode kamen, wurden sie zumindest im Haus der Familie aufgebahrt. Die Empfindungen übertrugen sich bereits auf die kleinen Kinder. Wenn Geschwister oder Elternteile starben, an denen das kleine Kind besonders gehangen hatte, wurde das Kind durch das Gefühl der Trauer tief erschüttert. Der Tod war im Leben der Menschen natürlich wie die Geburt.

„Als meine Schwester Barbara geboren wurde, hat sie ja nicht lange gelebt. Ich war so zwei oder drei Jahre alt als sie starb. Da bin ich zum Pater gelaufen, und ich habe da so bei ihm geweint, beim Pater Overbeck. Er hat dann gesagt, du muß doch nicht so weinen, du kriegst bald wieder ein Schwesterchen oder ein Brüderchen, dein Schwesterchen ist doch im Himmel“ (Anna Ternes, Caramurat).

Vom Tod ihrer beiden Brüder und von dem Gefühl ihrer Trauer berichtet Johanna Krauss aus Cobadin: „Mein Vater hatte in der Nacht geträumt von meinen Brüdern und morgens zu meiner Mutter gesagt: ‚Maria, paß auf unsere Kinder auf, ich habe so schlecht geträumt‘. Aber meine Mutter hat es nicht geglaubt. Meine zwei Brüder sind immer um ihn herumgehüpft und haben gebettelt, daß er sie mit zum Bahnhof nehmen solle zum Holzholen. Das war damals was ganz besonderes für die Kinder. Aber mein Vater hat gesagt, das wäre zu gefährlich, wenn die das Holz abladen, unsere deutschen Männer. Und dann durften sie nicht mit. Er sagte noch einmal zu meiner Mutter: ‚Maria, paß auf auf unsere Kinder‘. ‚Ja, geh nur, ich paß auf‘. Mittags hatte es bei uns Strudeln gegeben, und das, was im Topf zurückblieb, war den Kindern ihre Sache, das durften wir auskratzen. Dann ist mein älterer Bruder gekommen, hat meinen Brüdern das Küchengerät weggenommen und sie sogar geschlagen. Die sind dann weinend hinausgelaufen. Meine Mutter hat dann ihren Mittagsschlaf gehalten. Die beiden sind weggegangen mit anderen Kindern zu einem riesengroßen Loch, dort haben die Bauern Lehm herausgeschafft. Es hatte sehr viel geregnet, und jetzt war das Loch voller Wasser. Das Loch war so groß wie ein Baugrundstück, dort sind die Gänse und Enten herumgeschwommen und die Kinder und meine Brüder sind auch dort hingegangen. Der kleine Fritz Karabanoff ist ins Wasser hineingegangen und wollte eine Ente oder Gans fangen, und der Lehm war rutschig, und er rutscht aus und kam immer wieder hoch und hat geschrien. Und dann ist mein Bruder hingegangen und wollte ihn retten, aber weil er selbst auch nicht stehen konnte, ist der andere Bruder rein und wollte ihn retten. Und dann sind sie alle drei ertrunken. Ein Lehrer und ein Sanitäter haben noch Wiederbelebungsversuche gemacht, aber es half alles nichts. Bei der Beerdigung sind die drei Särge bei meinen Eltern auf dem Hof gestanden, und wir haben Abschied genommen. Auf dem Friedhof sind beide in ein Grab gekommen, und mich mußten zwei Personen halten, ich hab mich auf die Särge hinunterwerfen wollen und hab geschrien. Das war mein erster Schock im Leben.“ Gerlinde Stiller aus Sofular berichtet über den Tod ihrer Mutter. Sie hatte zwar als Kind schon miterlebt, daß die Mutter schon lange Zeit krank war, den Tod der Mutter empfand sie als ganz nah und doch wieder ganz fern: „Meine Mutter starb ja auch sehr jung. Uns Kinder hat man dann mitten in der Nacht aus dem Schlaf gerissen. Man sagte uns, wir sollten zur Mutter kommen, sie wolle uns sehen. Wir wa-

ren richtig verschlafen. Da standen wir dann an Mutters Bett, und sie hat gesagt: ‚Ihr armen Würmchen‘. Ich habe sie zwar nicht sterben sehen, aber ich höre noch immer ihre Worte. Irgend etwas wollte ich tun und habe ihre Hand gestreichelt. Sie hat dann sehr gejamert, und man hat uns wieder ins Bett gebracht. Am Morgen, als wir dann aufstanden, sagte man uns, daß die Mama tot ist.

19.8. Wünsche

Das dobrudschadeutsche Kind äußerte keine großen Wünsche. Das Leben im Dorf war einfach gehalten, man legte Wert darauf, das Notwendige zu haben und verzichtete auf überflüssige Dinge. Reichtum drückte sich eher in der Landmenge oder in der Anzahl der Tiere aus, die die Eltern besaßen, als in aufwendiger Kleidung oder gekauftem Spielzeug. Da die Kinder selten die Möglichkeit hatten, in Geschäfte oder auf Märkte zu kommen, wo es Dinge gab, die sie sich dann hätten wünschen können, kann man sagen, daß die von den dobrudschadeutschen Kindern geäußerten Wünsche eher bescheiden waren. Spielsachen, die sie für ihre Spiele benötigten, stellten sie sich zumeist selber her, oder aber die Erwachsenen stellten Spielsachen für die Kinder her. Doch eines gab es, was sich die meisten dobrudschadeutschen Kinder wünschten: Genügend Zeit zu haben, um spielen zu können. Besonders die kleinen Mädchen, die schon sehr früh mit der Aufgabe betraut wurden, auf ihre jüngeren Geschwister aufzupassen, wünschten sich immer wieder, frei zu sein für ihre eigenen Spiele.

„Ich war noch klein, da mußte ich schon im Haushalt mithelfen, meine Mutter war häufig krank. Ich habe doch so gerne gespielt und wenn der Vater kam und hat das gesehen, dann hat er geschimpft: ‚Schon wieder beim Spielen. Wieso hilfst du der Mama nicht?‘ Wenn der Date dann weg war, hat die Mamme gesagt: ‚Geh schnell spiele‘. Dann durfte ich wieder spielen gehen“ (Anna Ternes, Caramurat).

Auch wenn keine jüngeren Geschwister zu beaufsichtigen waren, gab es genügend Tätigkeiten, zu denen die Kinder herangezogen werden konnten. Spielen wurde von den Erwachsenen häufig als „Zeit totschiagen“ bezeichnet, was auch soviel bedeutete, daß erst dann Zeit zum Spielen war, wenn alle Arbeit erledigt war. Und so hieß es daher auch immer wieder den Kindern gegenüber: „Erst die Arbeit, dann das Spiel.“

„MeineTante hat diese Lauferei nicht geduldet. Wenn ich zu den anderen wollte, die trafen sich immer bei Krauses zum Spielen, mußte ich immer betteln. Ich durfte ja nicht herumlaufen. Die Tante hat mir zwar erlaubt zu gehen, aber dafür mußte ich dann am Sonnabend unseren Hof fegen. Unser Hof war ein viertel Hektar groß. Wir hatten so einen großen Reisigbesen. Mit dem hatte schon der Knecht seine Mühe und ich war ja viel kleiner (Abb 32). Und System mußte da auch noch drin liegen, im Hoffegen. Beim Deutschen mußte ja alles System haben. An einer Seite mußte man anfangen und dann immer so rüber, wie beim Grasmähen. Wie man den Besen richtig schwingt, habe ich von unserem Rusenknecht gelernt. Und so geht es auch am leichtesten. Er selbst fegte ihn immer erst zu einem Drittel zur Mitte hin und das dreimal. Dann nahm er sich das nächste Stück vor. Zum Schluß lag dann ein großer Haufen in der Mitte vom Hof. Das muß man sich mal vorstellen, was das bedeutet, 2500 Quadratmeter. Den mußte ich ganz alleine fegen, erst dann durfte ich zur Else spielen gehen. Aber das waren so Sachen, die man tun mußte, wenn man eine Gegenleistung haben wollte“ (Gerlinde Stiller, Sofular). Nicht so einfach und nicht ohne weiteres konnten manchmal entwickelte Wünsche doch noch erfüllt werden; „Für ein Paar Stiefel, die ich von Tante Mariechen erbettelte, mußte ich vier Sonntage für Tante Mariechen das Geschirr vom Mittag abwaschen! Umsonst gab es nichts“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

Abb .32

In den Monaten, in denen keine Feldarbeit anfiel, war das Leben ein wenig geruhsamer. Die Erwachsenen nahmen sich mehr Zeit für die Kinder und abends gingen die Erwachsenen auch häufiger zu Verwandten und Nachbarn, um Besuche abzustatten. Es gab dann für die Kinder auch ein wenig mehr Zeit, ihren Spielen nachzugehen. Maria Tschernischow aus Sofular wünschte sich deshalb sehnlichst die Wintermonate herbei, weil sie, wenn die Feldarbeit ruhte, nicht Essen aufs Feld tragen mußte und das tagelange Hüten auch nicht mehr anfiel. Sie sehnte sich danach, endlich wieder bei den Strohschöbern herumtollen zu können und auf der Straße mit den Nachbarskindern fangen und verstecken spielen zu können.

19.9. Heimweh

Heimweh entwickelte ein Kind dann, wenn es aus dem vertrauten und lieb gewonnenen Lebensraum herausgerissen wurde und in ein neues soziales Umfeld kam, das ihm fremd erschien und in dem es sich zumindest anfangs nicht geborgen fühlte. Normalerweise verbrachte das dobrudschadeutsche Kind seine gesamte Kindheit und Jugend im gleichen Dorf. Vereinzelt kam es vor, daß die Familie, in der das Kind aufwuchs, einen neuen Lebensraum suchte, um sich dort anzusiedeln. Es kam jedoch auch vor, daß durch den frühen Tod eines oder beider Elternteile das Kind zu Verwandten gegeben wurde, die es an Kindesstatt weiter verpflegten und aufzogen. „Und als meine Mutter tot war, war ich dann nur noch bei meinen Tanten. Sie wohnten 11 km von uns entfernt. Mein Papa kam dann oft rauf. Aber mir hat immer mein Elternhaus gefehlt, obwohl ich hier alles hatte. Ich hatte immer Heimweh nach Sofular, nach meinem Großvater, nach meinen Freundinnen, die ja wenigstens alle noch Vater und Mutter hatten. Es war immer schön da. Das ist mir lange nahegegangen, weil meine Mama so früh gestorben ist und ich nicht das Elternhaus gehabt habe. Mein Vater kam zwar jede Woche ein paarmal und ich durfte auch mit Großvater manchmal runterfahren, aber das Haus war eben leer. Mama war nicht da. Meinen anderen Bruder, den Paul, hatte der Onkel mit zu sich nach Murfatlar geholt. Ich selbst war bei Tante Elsa. Als meine Mutter tot war, da wollte ich so gern wieder nach Sofular. Wenn mein Vater vom Hof fuhr, habe ich immer geweint. Meine Kindheit hat sich größtenteils in den Felsen, auf dem Weinberg und dem Hof abgespielt. Das Land war ja riesengroß und weit. Es war ein freies Leben. So weit das Auge reichte, gehörte alles uns. Die Weite des Landes, es war schön. Ich fühlte mich überall zu Hause, bei den Hirten, die die Schafe, Kühe und Schweine hüteten und bei den Schlangen im Weinberg. Ich habe oft Heimweh nach Sofular“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

19.10. Freude

Freude äußerten die dobrudschadeutschen Kinder an vielen kleinen Dingen, Personen und an Situationen, die den Alltagsrhythmus unterbrachen oder veränderten. Da es nicht üblich war, ohne einen besonderen Anlaß Kinder zu beschenken, freuten sich die Kinder auch bereits über kleine Dinge und Anlässe, die sie dann wie ein Geschenk empfanden. So kam es schon mal vor, daß der

Vater aus der Stadt von seinen Einkäufen Süßigkeiten oder eine andere Kleinigkeit für die Kinder mitbrachte.

„Wenn wir fünf oder sechs Jahre alt waren, in der Jahreszeit, wo es die Melonen gab, da gab es dann ein Taschenmesser. Wenn die Eltern auf den Markt gefahren sind und du damit ein bißchen umgehen konntest, bekamst du ein Taschenmesser. Da war ein Holzgriff dran und eine ganz einfache Klinge“ (Martin Klein, Malcoci). „Ich freute mich immer, wenn Großvater eine Schachtel Ölsardinen mitbrachte. Eine Sardine bekam ich, eine meine Tante Elsa und zwei bekam der Großvater“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

Viktoria Gehres aus Cogealia berichtet, daß sie sich als Kinder immer sehr über die Verwandten freuten, die ein- bis zweimal im Jahr aus Tariverde zu Besuch kamen. „Sie sind auch zwei bis drei Tage bei uns geblieben, je nach Jahreszeit und Arbeit. Es waren die Schwestern und die Verwandten von meiner Mutter. Das war immer sehr schön. Die haben dann für uns Kinder Geschenke mitgebracht. Wenn unsere Verwandten kamen, war es wie ein Feiertag. Wir Kinder haben dann etwas zum Anziehen bekommen. Süßigkeiten waren ja sehr teuer. Wir haben auch Geld bekommen, und darüber haben wir uns auch sehr gefreut. Mit Rosenkonfitüre und Konfitüre aus grünen Walnüssen wurden die Gäste begrüßt. Wir hatten einen Obstgarten hinterm Haus und dort war ein Pflaumenbaum und davon hat meine Mutter auch Konfitüre gemacht. Das hat wunderbar geschmeckt. Die Gäste haben dann so einen kleinen Teller mit diesem Dessert bekommen. Davon gab es dann aber höchstens einen Teelöffel voll, es mußte ja ein Jahr reichen. Meine Mutter hat aus Weintrauben auch Weintraubenkuchen hergestellt und sehr oft gab es Mohnstrudel, der wurde mit Hefeteig gemacht.“ Es war sonst in den dobrudscha-deutschen Familien nicht üblich, daß man außer für hohe Feiertage Kuchen zubereitete.

Ein Fest, auf das sich alle Kinder am meisten freuten, war das Weihnachtsfest. „Die Kinder haben sich sehr übers Christkindel gefreut, das bei uns von Haus zu Haus rumgang is. Das ware so ca. zehn Kinder, die sich verkleidet hann. Eins als Christkindel, dann noch Hirten, Maria und Josef und der Belzebock. Aber auf den hat man sich natürlich net gefreut. Über die Saches, die sie halt kriegt hann, hann sich die Kinder gefreut. Das Christkindel is mit de andre Kinder schon am Nachmittag angefang und sin zu de Familie gang, die Kinder hode. Da hann sich die Kinder riesig gefreut, da sind die Geschenke verteilt wor und Nüss und Manda-

rine hann sie kriegt. Dann hann sie noch schöne Lieder gesung. Und von einem Baum, den sie mitgetrag'n hatten, konnte sich die Kinder so Kringele runter-hole“ (Cornelius Wagner, Caramurat).

Auch Anna Ternes aus Caramurat hätte es als Kind gern gehabt, wenn das Christkind und die anderen Kinder, die ein Krippenspiel aufführten, hätten ins Haus kommen dürfen. Aber der Vater hielt nichts davon und ließ die Kinder nicht ein. Aber trotzdem war das Weihnachtsfest das schönste Fest im Jahr. Es gab zwar nur in der Kirche einen richtigen Tannenbaum, aber die Mutter hatte ein anderes Bäumchen, ein Zitronenbäumchen, mit Kerzen und Kringeln geschmückt. Die Kinder erhielten am Abend Süßigkeiten, ein neues Kleidungsstück und ein selbstgebasteltes Spielzeug. Besonders freuten sich die Kinder aber auf die Mitternachtsmesse. Meistens lag hoher Schnee, und dann gingen die Kinder gemeinsam mit den Eltern auf den freigeschaufelten Wegen zur Kirche. Bevor die Mitternachtsmesse begann, war der Kirchenraum nur durch Kerzen erleuchtet, die an einem großen Tannenbaum brannten und durch Kerzen, die bei der Krippe standen. Am Tannenbaum waren kleine Figuren aufgehängt und von der Krippe her ertönte dann leise Weihnachtsmusik, die von einer Spieluhr herkam (Anna Ternes, Caramurat).

Alle kirchlichen Feste waren im Leben der Kinder Höhepunkte. Für diese Feste wurden besondere Speisen zubereitet, es gab Süßigkeiten, die man sonst das ganze Jahr über kaum bekam, es kamen Verwandte zu Besuch oder die Familie selbst besuchte Freunde, Verwandte und Nachbarn, und man konnte an diesen Tagen viele gemeinsame Spiele spielen. „Eine große Freude für mich war, wenn meine Patin mit Familie im Schlitten von Murfatlar nach Kobadin am Heiligen Abend oder am ersten Feiertag kam. Denn in Murfatlar gab es noch keine deutsche Gemeinde und daher auch keine Kirche“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

Außer den kirchlichen Festen gab es noch Familienfeiern, doch die Kindergeburtstage wurden normalerweise nicht gefeiert. In den katholischen Familien wurde der Namenstag gefeiert, aber meistens nur der von Erwachsenen. „Namenstag wurde auch gefeiert, aber net so übertrieben wie heut. Nur wenn z.B Stephanus war, am zweiten Weihnachtstag. Da konnten sie auch andere Kinder einladen, aber nur im Winter, im Sommer hat man keine Zeit dafür gehabt zum Feiern. Bei Hochzeiten waren die Kinder auch dabei, sie sind aber extra abgefertigt worden an einem Extratisch im Hof (Cornelius Wagner, Caramurat).

Für manche Kinder gab es noch einen weiteren Höhepunkt im Jahr, wenn sie mit zum Markt in die Stadt fahren durften. „Von uns ungefähr 15 km weg war eine Marktstadt. Da durften wir dann mitfahren. Dort gab es ein Karussell, eine Schiffsschaukel, jede Menge Stände und auch Zirkus. Dort gab es Jongleure, Wesen, halb Mensch, halb Fisch, aber das war nur ein Trick, um Geld zu machen. Auf diesem Markt hat schon mein Vater von seinem Vater etwas bekommen, manchmal einen neuen Anzug oder auch mal eine Uhr oder Backwaren. Es war immer ganz schön Betrieb auf diesem Markt. Jeder Händler schrie, daß man zu ihm kommen solle“ (Albert Stiller, Fachria). Johanna Krauss aus Cobadin wurde von ihrem Vater nach Medgidia mitgenommen, „das war mitten in der Dobrudscha ein Eisenbahnknoten. Da gingen die Züge nach Bukarest, nach Konstanza oder nach Bulgarien zu. Das war eine Kleinstadt. Da gab es Panayir, in jedem Herbst, das war ein Volksfest da kamen Kaufleute von der ganzen Norddobrudscha und bis aus Bukarest mit den schönsten Pelzmänteln, Damenhüten, Schuhen und Schnittwaren. Das war ein richtiger orientalischer Basar. Das waren meistens Juden, und da haben die Bauern eingekauft. Da gab es auch einen Vergnügungspark mit Drehschaukeln für die Kinder, da gab es auch schon Zuckerröhren und rosa Zuckerstangen, die waren so lang wie ein Bleistift. Da gab es Schiffsschaukeln und die Rondells.“

Auf dem Jahrmarkt in Braila „gab es Boote zum Schaukeln und Karussells und man konnte dort auch allerhand Sachen kaufen. Da gab es Leute, die waren wie russische Bauern angezogen, mit langem, weißem Hemd, einem bunten Gürtel und weiten Hosen und langen Bärten. Die haben auf dem Jahrmarkt Honigkuchen verkauft. Wir Kinder haben da immer um Geld gebettelt damit wir uns die kaufen konnten. Auf dem Jahrmarkt gab es dann so Trompeten aus Papier, die rollten sich auf und vorne war eine Puste dran, und wenn man da reinbließ, ging die Rolle auf und es gab auch einen Ton“ (Viktoria Zielinski).